

Marignano

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 37

PDF erstellt am: **21.09.2024**

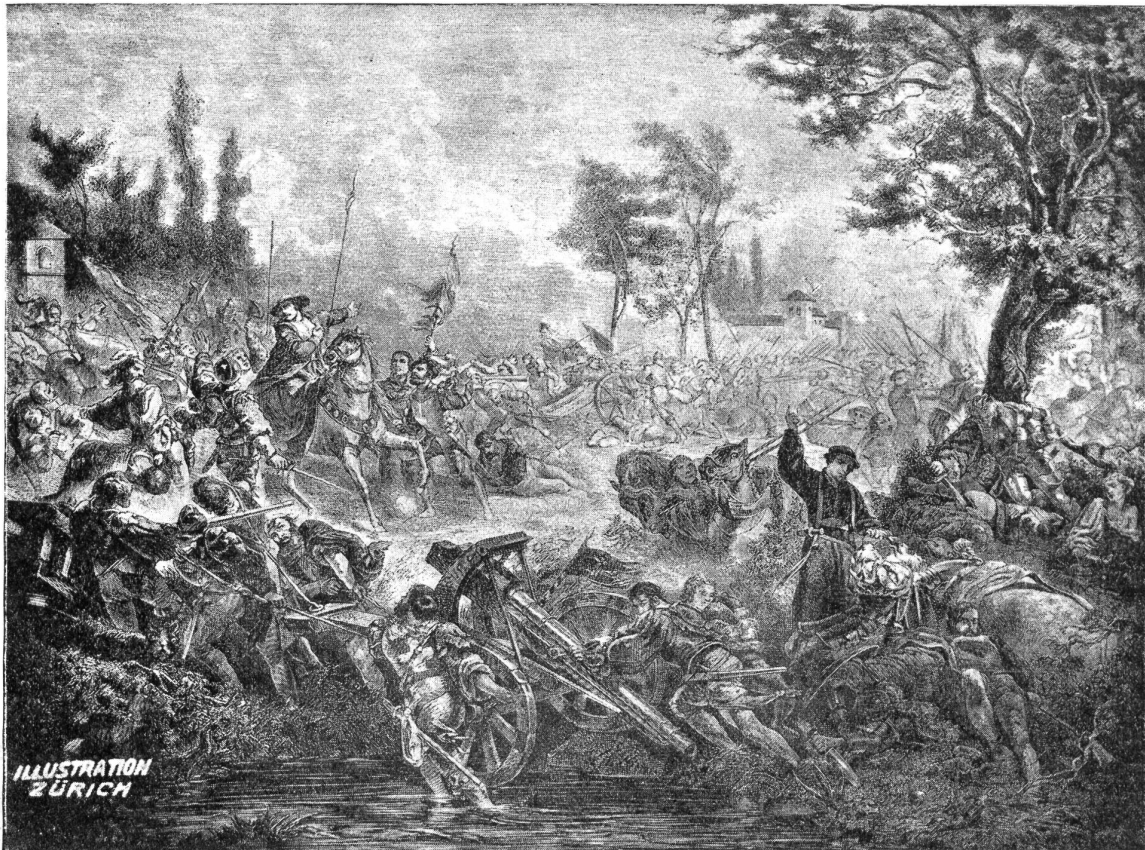
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640672>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Schlacht von Marignano (13.—14. September 1515).

⊞ ⊞ Marignano. ⊞ ⊞

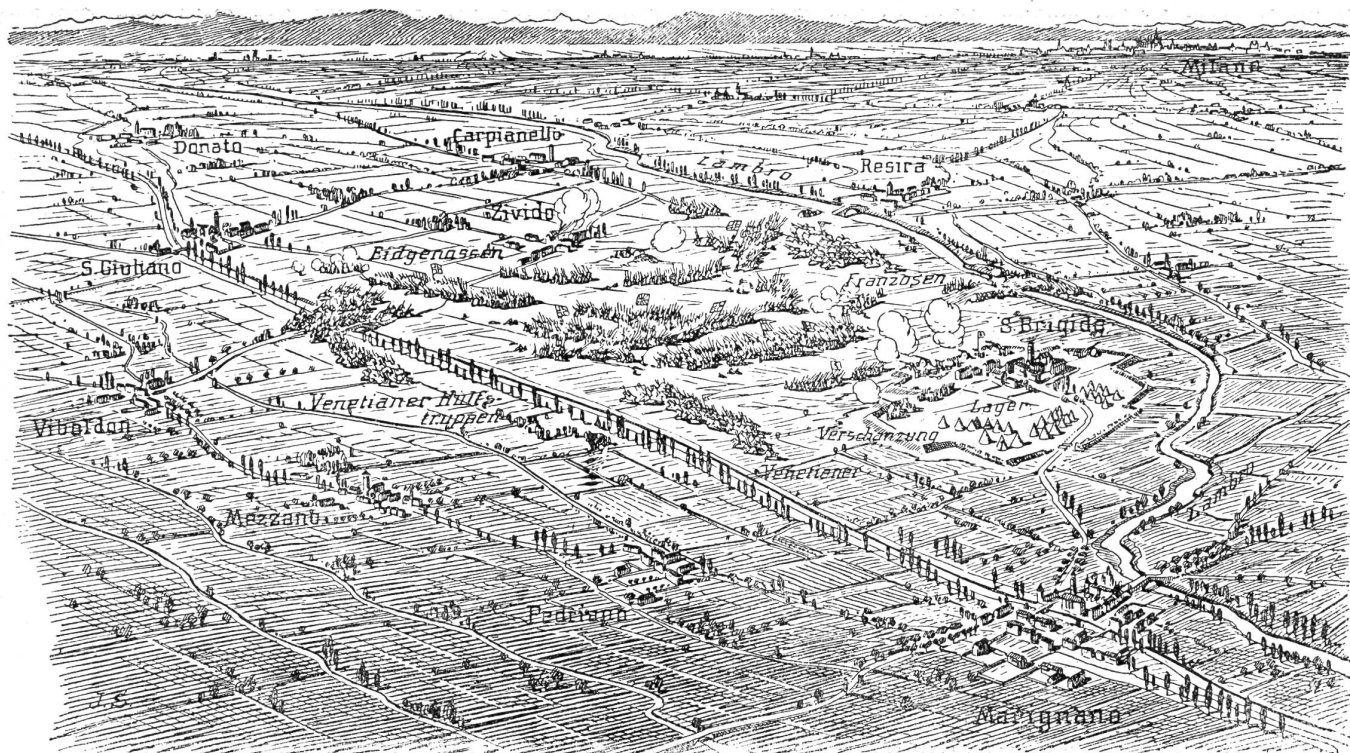
Am 13. September nächsthin wird sich zum 400. Male der Tag jähren, an dem die Eidgenossen auf der Ebene bei Marignano den Kampf gegen das überlegene Heer der Franzosen begannen, der den Sieggewohnten die erste Niederlage in offener Feldschlacht brachte. Diese Tatsache ist just nicht zu einer patriotischen Jubelfeier geeignet; aber andererseits würden wir die Bedeutung dieses Datums der Schweizergeschichte verkennen, wollten wir mit Stillschweigen daran vorübergehen. Die Niederlage von Marignano bedeutet nämlich eine Wendung in der schweizerischen Staatsgeschichte von einschneidender Bedeutung, eine Wendung, die bis in die Gegenwart hineinwirkt. Sie zwang die Eidgenossen zur Aufgabe ihrer Großmachtpolitik, die sie auf Abwege zu führen drohte.

Seit den Burgunderkriegen waren sie in das Fahrwasser der Offensiv- und Verbündungspolitik geraten; es trieb sie, in die politischen Händel Europas bestimmend einzugreifen; sie meinten, den europäischen Fragen eine Lösung nach ihrem Willen geben zu müssen. Die Eidgenossen jener Zeit erlebten ähnliche Gefühle, wie wir sie heute in gewissen Nachbarvölkern wirksam sehen: sie verspürten ein solches Kraftgefühl in sich, daß sie glaubten, über ihre natürlichen Grenzen hinaus wirken zu müssen zum Wohle der fremden Völker. Ein gütiges Schicksal wollte es, daß rechtzeitig genug das Ereignis eintrat, das sie wiederum zu ihrer von der Natur gewollten Bestimmung zurückführte. Die Niederlage von Marignano verhinderte es, daß sie, die Republikaner und Demokraten, in Italien eine Fremdherrschaft größeren Stiles begründeten, in der mit Notwendigkeit eine der Demokratie der alten Eidgenossenschaft feindliche Staatsform hätte groß werden und erstarken müssen. Man kann darum füglich sagen: bei Marignano wurde die schweizerische Demokratie gerettet.

Man kann noch ein Näherliegendes als Folge des

Rückzugs von Marignano nennen. Der Fremddienst, das Söldner- und Pensionenwesen, hatte die innere Politik der Eidgenossenschaft in einen äußerst gefährlichen Zustand der Zerrüttung und Zusammenhanglosigkeit gebracht. Dadurch, daß die Eidgenossen in die Berge, in ihre engere Heimat zurückgeworfen wurden, wurden die innern Dinge wieder Mittelpunkt des politischen Lebens; die Aufmerksamkeit der maßgebenden Männer wurde auf die Schäden des Staats- und Volkslebens gelenkt, deren Abhilfe dringend not tat. Es kam die Erneuerung der Staats- und Volkskultur durch die Reformation, die mit dem Kampf gegen das Reiselaufen und gegen die Jahrgelder einsetzte und mit der Vertiefung und Verinnerlichung des allgemeinen geistigen Lebens endete. Ohne diese Konzentration auf die innere Politik und das Volksleben hätte die Eidgenossenschaft die schwere Zeit der Religionskriege kaum überstanden. Das Schwergewicht ihrer Interessen wäre eben nicht im eigenen Lande, sondern in den fremden Eroberungen verankert gewesen und bei der wachsenden innern Zersplitterung hätte dann leicht mit der äußern Machtposition auch der Staat als solcher zugrunde gehen können. So war vielleicht die Katastrophe von Marignano die Rettung der Eidgenossenschaft überhaupt.

Es ist indessen müßiges Spiel, die Dinge auszumalen, die hätten kommen können, wenn dieses oder jenes Ereignis eingetreten wäre. Wir können uns füglich mit den Tatsachen begnügen. Tatsache ist, daß nach Marignano die Eidgenossen ihrer Großmachtträume entsagten. Tatsache ist, daß die Eidgenossenschaft seither jene absolute militärische Neutralität nach außen ausgebildet hat, die eben in diesen Tagen die schönsten Früchte zeitigt. Daß die Entwicklung des Neutralitätsgedankens bei uns so frühzeitig eingeseht hat, gereichte uns zum Vorteil; das Neutralitätsprinzip ist mit der schweizerischen Staatsidee so sehr verwachsen,



Die Schlacht bei Marignano (13.—14. September 1515).

daß der Gedanke, wir könnten trotz des besseren Scheins mit diesem oder jenem Nachbarn ein militärisches Abkommen haben, jedem wohlwollenden Kenner unserer Geschichte absurd erscheint.

Dies einleitend über die Bedeutung des 13. Septembers für uns Schweizer der Gegenwart.

Das Ereignis von Marignano prägte sich tief in das Gemüt des Schweizervolkes ein. Den Zeitgenossen des Marignano-Krieges und ihren Nachfahren bis auf unsere Tage machte zunächst die Tatsache Eindruck, daß bei Marignano der alte Ruhm der Unüberwindlichkeit den Schweizern verloren ging. In der Geschichtsschreibung und in der schönen Literatur machen sich diese Gefühle geltend:

„Von Marignano zogen sie her,
Das Antlitz heimwärts gewendet,
Die Schwerter scharf, zerkrümmt den Speer
Und die Ehre, die Ehre geschändet.“

So singt Ernst Zahn, diese Gefühle ausspinnend. Die Klage über die verlorene Ehre — d. h. die Ehre, unbefiegt zu sein — klingt in hundert Variationen durch die schweizerische Literatur.

Bald aber fing man den Trost auf, den schon die zeitgenössischen Chronisten für die niederdrückende Tatsache der ersten Niederlage ihren Berichten beizufügen nicht vergaßen: Die Schweizer blieben auch im Rückzug Sieger. Ein solch heldenhafter Rückzug, mit den Verwundeten und Toten und den eroberten Geschützen in der Mitte, ist in der Geschichte nie gewesen. Waren die Eidgenossen in der Zahl zu schwach für die Offensive und waren sie der überlegenen Kriegstechnik der Franzosen nicht gewachsen, so waren sie doch unüberwindlich in der Defensive. Der Feind wagte es nicht, sie ernstlich zu verfolgen. Auf diesen Gedanken hat Ferdinand Hodler seine berühmten Fresken im Schweizerischen Landesmuseum aufgebaut. Ihm nachempfunden haben Dichter wie Wiegand und Jegerlehner den Marignano-Stoff, der erste im Drama, der zweite im Roman.

Wir sind heute wie angedeutet durch Selbstprüfung zu noch positiverer Einschätzung des Ereignisses gelangt: Marig-

nano brachte uns die defensive, staaterhaltende Neutralität unserer Lage.

Aber auch für eine bloß historisch-epische Betrachtung der Ereignisse von 1515 dürfen wir heute wohl bei unseren Lesern Interesse voraussetzen. Wir lassen, indem wir im Folgenden die Voreignisse zur Schlacht von Marignano und diese selbst kurz schildern, in der Hauptsache den bewährten Schweizer Historikern und Marignano-Forschern Gisi, Dändliker, Muralt, Cleric und Gagliardi, sowie unseren alten Chronisten Anshelm und Schodeler das Wort.

* * *

Nach den Burgunderkriegen galten die Eidgenossen als das gefürchtetste Kriegsvolk in Europa. Die Fürsten des Abendlandes hielten um ihre Gunst und wogen die Werberlaubnis mit schwerem Gold auf. Zu Zehntausenden standen sie bald in aller Herren Sold. Wo Schweizertruppen auftraten, erregten sie die Bewunderung der Fremden. „Mit kriegerischer Würde und unglaublicher Ordnung“, so schrieb ein italienischer Geschichtsschreiber jener Zeit, „schritten sie unter ihre Fahnen geteilt einher. Ihre Kleidung war kurz zugeschnitten und vielfarbig, jedem Gliedmaße des Leibes wohl angepaßt. Die tapfersten und mutigsten unter ihnen unterschieden sich vor andern durch Federbüsche, welche über ihre Hüte zierlich emporstiegen. Ihre Waffen waren kurze Degen; aber zehn Schuh lang waren ihre Spieße aus Eschenbaumholz; mit beiden Armen schwangen sie stechend und hauend die Mordwerkzeuge, in ihrer Sprache Hellebarden genannt. Durch ihre Kopfgierde, glänzende Waffen und Riesengestalt zeichneten sie sich vorzüglich aus.“

Der Goldstrom aus dem Auslande brachte aber der Schweiz kein Glück. Die Zeit des Söldner- und Pensionwesens war zugleich die Zeit der ärgsten nationalen Zersplitterung und des kulturellen Tiefstandes. Zu Zehntausenden verkamen die schweizerischen Söldner auf den Schlachtfeldern, während daheim der Pflug verrostete und der Acker verdarb. Zu Tausenden kehrten sie heim als Krüppel, mit schwärenden Wunden und ansteckenden Krankheiten behaftet. Die Bettler- und Räuberplage nahm derart überhand, daß

die Regierungen drohen mußten, jeden an den Galgen zu hängen, der eines Strides Wert fehle.

Die Regierungen waren machtlos gegen das Uebel; sie hatten es ja durch ihre eigene Habgucht selbst hervorgerufen. Erst mußten sie selbst den Geldern entsagen, die sie für die Werbeurlaubnis alljährlich als sogenannte Pensionen bezogen. An Anläufen zu dieser Entsaugung fehlte es nicht; sie scheiterten kläglich am Eigennutz und am gegenseitigen Mißtrauen der Pensionler, so der Versuch von 1495, bei dem die Tagsatzung, nach dem schrecklichen Untergang der Schweizeröldner Karls VIII. von Frankreich in Italien, den Fremddienst abschwor, so das „Verkommnis“ von 1503 zwischen den 12 Orten und St. Gallen und Appenzell, das den Reislauß und die unbefugten Werbungen streng verbot, aber schon 1508 wieder aufgehoben wurde, weil es sich erwies, daß ein auskömmliches Leben in dem damals armen Lande ohne fremde Gelder nicht möglich war.

Die Burgunderkriege waren ihrem Wesen nach Defensivkriege. Anders die italienischen Feldzüge in den beiden ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts. Hier traten die Eidgenossen erst als Söldnerheere für die Interessen ihrer Soldherren, dann aber auch als selbständige kriegsführende und erobernde Macht auf. Sie stießen im Verlauf dieser letzten Phase auf das wiedererstarkte Frankreich als auf den Gegner, an dessen Heereskraft die junge eidgenössische Großmacht Schiffbruch leiden und zugrunde gehen sollte.

Es war im Februar des Jahres 1500, als 8000 Schweizer in die Lombardei hinuntereilten, um Ludovico Sforca das Herzogtum wieder zurückzuerobern, das ihm König Ludwig XII. von Frankreich mit Hilfe seiner Schweizeröldner entrisßen hatte. Ihnen standen erst 5000, später 10,000 Landesbrüder entgegen. Zu Novarra ergaben sich die Schweizeröldner des Herzogs von Mailand den Schweizeröldnern des Franzosenkönigs. Der Urner Turzmänn verriet den Herzog, der in Verkleidung mit den Schweizern die Festung verlassen wollte; der Unglückliche starb 10 Jahre später in französischer Gefangenschaft. Mailand verblieb im Besitze Frankreichs bis zum Jahre 1512.

Inzwischen vollzog sich in der Schweiz die entschiedene Abkehr von der französischen Freundschaft; dies geschah unter dem Einfluß des Kardinals Matthäus Schinner, des ehemaligen Walliser Bauernbuben und nunmehrigen großen Papstpolitikers und Franzosenhassers. Schinner brachte das Bündnis zwischen den Eidgenossen und Papst Julius II. vom März 1510 zustande. Die Eidgenossen waren von diesem ehrgeizigen und machthungrigen Kirchenfürsten dazu auserkoren, die Franzosen aus Italien zu vertreiben und seinen weltlichen Machtbezirk zu erweitern.

Der Wunsch des Papstes ging schon 1512 in Erfüllung. In einem glänzenden Feldzug von wenig Wochen befreiten die Eidgenossen ganz Oberitalien, die Franzosen vor sich hertreibend und Mailand und Pavia erobernd. Das war der Pavier Zug. Die Eidgenossen standen auf der Höhe ihrer Macht und ihres Ruhmes. Der Papst gab ihnen den Titel „Beschützer der Freiheit der Kirche“ und schenkte ihnen zu dem Herzogshut und Herzogsbege, mit denen er sie in Italien empfangen hatte, die „Juliusbanner“, die heute noch in vielen Kantonsmuseen zu sehen sind. Die Eidgenossen waren die Herren von ganz Oberitalien geworden. Großmütig gaben sie dem Sohne des verratenen Herzogs, Maximilian Sforca, Mailand zurück und versprachen ihm ihren Schutz. Die Rolle des Herzogsbeschützers sollte sie teuer genug zu stehen kommen.

Im folgenden Jahre schlugen sie bei Novara die Franzosen zum zweitenmal und flöhten dort durch ihre tollkühne Tapferkeit und unwiderstehliche Kraft den Feinden Furcht und Schrecken ein, so daß sie daheim erzählten, sie hätten nicht mit Menschen, sondern mit leibhaftigen Teufeln gekämpft. Im selben Jahre unternahmen sie den Zug nach Dijon und trugen den Schrecken vor ihren Waffen ins

Innere Frankreichs selbst, sich das Reich zum Schuldner von vielen Hunderttausend Gulden machend.

So stand beim Tode Ludwigs XII. am 1. Juni 1515 die eidgenössische Sache gut, die französische schlecht. Aber nun kam der junge, ritterlich kühne und tatkräftige Franz I. auf den französischen Thron. Der machte sich sofort die Wiedereroberung der Lombardei zur Ehrensache. Erst suchte er die Eidgenossen mit Versprechungen zu gewinnen. Sie winkten ihm ab: erst möge er den Vertrag von Dijon halten; „wolle er den annehmen, halten und vollstrecken, das mög er thun, wo nit, so bedörf er um witer gleit und vereining nit zerwerben“.

Im Frühjahr 1515 zogen 6000 bis 7000 Schweizer über die Alpen mit der Absicht, Genua, dessen Doge sich Frankreich angeschlossen hatte, zu besetzen, bevor die Franzosen dies getan. Sie kamen nicht nach Genua. Geld und Uneinigkeit hinderten sie daran. Angesichts des Meeres, das sie nie mehr erreichten, wiewohl es ihr bester Traum war, kehrten sie um und besetzten zunächst die piemontesischen Alpenpässe. Hans Mühlestein hat diesen spannenden Moment der Schweizergeschichte in einem Drama wirkungskräftig gestaltet. Franz I. hatte inzwischen ein mächtiges Heer von 60,000 Mann gerüstet. Im August brach er mit diesem über die Alpenpässe an den überraschten Eidgenossen vorbei in Italien ein. 15,000 Mann stark war schon anfangs Juli der zweite eidgenössische Auszug über den St. Bernhard und Gotthard kommend in Italien angelangt. Sie glaubten, hier die Unterstützung der päpstlichen Liga, die ihnen versprochen war, zu finden. Sie sahen sich schmählich getäuscht. Ihre Disziplin ging in Brüche. Unter den Führern brach Streit aus. Der Berner Hauptmann Albrecht von Stein war den Franzosen eher freundlich als feindlich gesinnt. Da kam der 3. Auszug unter Führung des Zürcher Bürgermeisters Marx Röst 7000 Mann stark an. Die Uneinigkeit der Eidgenossen dauerte fort. Zwar besetzten sie die Alpenpässe, aber Franz I. überraschte sie, wie oben geschildert, und sie mußten sich vor der gegnerischen Uebermacht gegen Mailand zurückziehen. Franz I. begann die Unterhandlungen. Am 8. September kam der Friede zu Gallerate zustande, an dem die Eidgenossen billig preisgaben, was sie bisher in Italien erstritten; sogar die „emmetbirgischen“ Herrschaften sollten sie verlieren mit Ausnahme von Bellinz. Franz I. rückte mit seinem Heer in die Gegend von Marignano, drei Stunden südlich von Mailand, und lagerte dort.

Viele Schweizer empfanden den geschlossenen Frieden als Schmach. Kardinal Schinner stärkte mit großer Beredsamkeit diese Stimmung unter dem eidgenössischen Heere, das in Mailand lag. Doch mußte er zuletzt durch eine List die Eidgenossen in Kampf mit den Franzosen verwickeln. Er ließ durch Blänkler einen falschen Lärm ins Lager der Eidgenossen bringen: „und ließend an der Franzosen Lager, ze scharmützen, ließen da schnell einen Lärmle hinderstich gohn mit einem Geschrei: man hätte angegriffen . . .“

Die Ebene von Marignano war ein sehr ungünstiges Gelände für eine Schlacht, „mit tiefem Wasser und trockenem Graben und Herzogen“ und mit kleinen Wäldchen und Baumgruppen, mit Höfen und Hügeln durchsetzt. Die zirka 24,000 Eidgenossen zogen nach ihrer Art in drei Abteilungen aus: Mitteltreffen, rechter und linker Flügel, und Vorhut. Hauptmann Werner Steiner von Zug führte die letztere. Vor Kampfbeginn nahm dieser drei Erdschollen „und warf sie über den Hüfen, der den Angriff tun sollt, mit den Worten: „Das ist im Namen Gott Vaters, Suns und des heiligen Geistes. Das soll unser Kilchhof sin. Frommen, trüwen, lieben Eidaenossen, sind (seid) manlich und gedente Feiner heimb . . .“

Und als die Vorhut mit Losbrennen ihrer Büchsen anariff, „so sachend (fangen) die Fiend an und lassend all ir Geschütts: Karthouen, Schlangen, Fackgunen (Falconette), Saggen- und Handgeschütts alles dahar gan (los gehen), daß

es ein sömlich Ding ward, daß einer mocht gemeint han, der Himmel täte sich uf, und wäre alles fürin (feurig) und wollt Himmel und Erdrich zusammen trulen von feindlichem Schießen.“ Ganze Reihen wurden niedergemäht; die Lüden wurden sogleich gefüllt. Mit Todesverachtung sprangen die Eidgenossen über die Gräben und nahmen die feindliche Batterie. Da rückte das feindliche Zentrum, die sogenannte „Schwarze Bande“ heran; ein furchtbares Ringen begann. Die Nacht brach an, im Mondlicht kämpfte man weiter. Die Wassergräben füllten sich mit Blut und Leichen. Um Mitternacht verhüllte sich der Mond; die Dunkelheit verhinderte die Eidgenossen, weiterzukämpfen; sie hatten gute Beute gemacht: „16 Stück Büchsen uf Rädern, on (ohne) die Haggen (Hakenbüchsen).“ Die Eidgenossen litten in dieser Nacht schrecklich an Durst und Hunger und Kälte und Müdigkeit. Der französische König ließ die Eidgenossen in der Nacht umzingeln und mit Trommeln und Trompeten hielt er sie wach und verhinderte sie am Ausruhen.

Das Heer der Eidgenossen war schrecklich zusammengeschmolzen. Und dennoch begannen sie am Morgen des 14. September den Kampf von neuem. Dreimal warfen sie die „Schwarzen Banden“ zurück, die der König selbst anführte. Die tapfersten Eidgenossen sanken dahin: Ammann Büntiner von Uri, Ammann Käzi von Schwyz, schwer verwundet kämpfte der edle Rüst weiter.

Da, gegen Mittag, rückten die Venetianer heran, den Franzosen zu Hilfe. Mit Not hielten sie den neuen Ansturm aus. Zuletzt durchstachen die Franzosen die Dämme des Flusses, der die Ebene durchströmt; die Eidgenossen kämpften, bis zu den Knien im Wasser stehend.

Der Rückzug nach Mailand wurde zur bitteren Notwendigkeit. Anselm erzählt den Ausgang wie folgt: „Nun in diesem Abzug empfiengends allen und sehr großen Schaden,

dann si sich oft an den Gräben umkehren und die Fiend hinderlich halten mustend und aber allwegen den Ruggen (Rücken) wider zum Ziel stellen, bis si die Gräben und Wasser überwunden.

Und also kam der Mehrteil entrunner (entronnener) Eidgenossen mit irem Geschütz, von Hand gezogen, und Gewehren (Waffen), aber mit vast harter Not und vil Wunden vor Mailand wieder zusammen. Hattend ob 3000 Fiend erschlagen, aber ob 6000 redlicher Eidgenossen tod dahinden gelassen, derglichen Schaden an Zahl und Ehrenlütten einer Eidgenoschaft, so lang die gestanden, unzhar (bisher) nie was begegnet . . . Denen von Zürich, so den Angriff getan, aber von allem Züg abgezogen, wurden neben Mailand in einem Kloster bi 300 Mann erstickt, verbrennt und erschlagen, hand ouch uf 800 Mann und iren Hauptmann Jakob Meißer am Strit verloren. Ein grün Fähnle frassen d' Landsknecht zerhackt in ein Salat. Den Ammann Büntiner von Uri, was ein feist Mann, huwendts uf, salbten mit sinem Schmer (Fett) ire Spieß und Stiefel, ließend d' Roß Haber us sinem Buch (Bauch) fressen. Da kam ouch um der obrist Hauptmann, der Ammann Imhof von Uri. Deren von Underwalden Fähnle, dem erschossenen Benner Niclaus Wirz angewunnen, errettet ir mannlicher Kaplan Erhart Lindenfels . . . Von Bern bleib da Junker Hug von Hallwyl, Lud[wig] Frisching, Hans Mehner. Der Hauptmann Burgermeister von Kottwyl ward zu einem Kind sin Leben lang. In einer Summ: da kam kein Ort ohn großen Schaden heim, der inen, wie vil redlicher Eidgenossen klagten, melhr] vom guldinen, dann von ininen (eisernen) Geschütz begegnet was . . . Sie soll nimmermelhr] vergessen bliben, was Nuzes redliche Einhelligkeit, und hargegen, was Schadens schelmische Zwietracht gebäre und bringe!

Die heimkehr der Eidgenossen.

Von Ernst Zahn.

Von Marignano zogen sie her,
Das Antlitz heimwärts gewendet,
Die Schwerter schartig, zerkrümmt den Speer
Und die Ehre, die Ehre geschändet.

Wild loderte dem der Blick und Grimm
Von Kampfwut, mühsam verbissen;
Der schwankte, ein finsterner Pilgerim,
Den Leib von Wunden zerrissen.

Dort murrte einer im schwarzen Bart:
„Verfluchte welsche Erde!“
Ein ander höhnte: „O stolze Fahrt!
Zum Schaffstall kehret die Herde!“

Und rafften sich auf und zogen einher,
Wo des Gotthards Tore stehen,
Und zogen und hoben die Augen nicht mehr,
Mochten die Heimat nicht sehen!

Doch als der Gotthard vor ihnen stand
Mit Firnen und Felsenstiegen,
Da klang vom Berg ein Horn ins Land;
Da sah'n sie die Heimat liegen.

Da warf die Heimat den ersten Gruß
Ueber die Schar der Geschlagenen.
Sie stockten. Den Dienst versagte der Fuß
Dem Leib, dem zornig getragenen.

Dann stöhnten sie, wie das Tier in Qual,
Und wußten sich nicht zu fassen,
Daß sie den Schlachtruhm zum erstenmal
Einem andern gelassen.

Auf dem Mittelmeer.

Plauderei von Ernst Bütikofer, Biel.

Vor bemerung. Vor Jahren wurde dieser Artikel geschrieben. Lesthin verkündete ein Telegramm, daß die „Carthage“ von einem deutschen Unterseeboot versenkt wurde. Das Schiff war eines der modernsten und schnellsten für den internen Mittelmeer-Verkehr. Sein tragisches Ende

macht mir nun die Erinnerung an die damalige Ueberfahrt doppelt wertvoll und interessant.

Langsam kommt die Elektrische auf dem Boulevard de la Joliette in Marseille vorwärts. Schwere Lastwagen, meist zweiräderig, die einzelnen Pferde — oft bis sechs —